

Aus den Anfängen des Gundeldingerquartiers

Autor(en): Margrit Plüss
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1967

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/200f32c8-5945-4f29-807b-e94b9b8c7f31>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus den Anfängen des Gundeldingerquartiers

Von Margrit Plüß

Kaum ein Quartier unserer Stadt führte in der Vergangenheit ein so ausgeprägtes Eigendasein wie das Gundeldingerquartier, dessen Bewohner, durch die Centralbahn und die nachmalige Bundesbahn wie auch durch das Birsigtal von den übrigen Quartieren abgetrennt, sich bis vor wenigen Jahrzehnten als eine Art zugewandte Basler vorkamen und daher um so mehr als Gemeinschaft zusammenhielten.

Als mein Großvater, nach einem langen von ihm selber aufgezeichneten Wanderleben, an der Knabenprimarschule Basel angestellt wurde, entstand bei ihm bald der Wunsch, für seine Familie endlich ein dauerndes Heim zu erwerben. Damals — in den siebziger Jahren — wurden die ersten Häuser des «Gundeli» erstellt. Nach Wunsch der Grundeigentümer sollte es ein Villenquartier werden. Leider war dies eine Utopie. Aber einzelne Herrschaftshäuser in großen Gärten bezeugen heute noch diese Absicht. Auch die Eckhäuser der Äußeren Heumatt-, der jetzigen Solothurnerstraße, zwischen Güter- und Dornacherstraße, waren von Gärten flankiert. Dazwischen zeigten fünf Reihenhäuser auf der Ostseite, deren mittleres mein Großvater 1876 erwarb, mit ihren hohen Vortreppen, den weiten Korridoren und den hohen Zimmern noch etwas «herrschaftlichen» Charakter. Die Westseite begann an der Güterstraße mit dem großen Garten der Burckhardtschen Villa. Dann folgte, hinter einer Steinmauer und hohen Kastanienbäumen versteckt, das Papiergeschäft en gros Levy fils. Das Abladen der riesigen Papierrollen brachte etwas Leben in die in den neunziger Jahren noch sehr stille heutige Solothurnerstraße. Herr Levy fils war damals schon ein etwas beliebter Geschäftsmann, der jeden Nachmittag mit der Pünktlichkeit einer Uhr seinen Verdauungsspaziergang in die

Stadt zu einem schwarzen Kaffee antrat. Sein einziges Söhnchen, aus unbekanntem Gründen das Levylamm genannt, war keineswegs lammfromm: Es tummelte sich bei Regenwetter mit Vorliebe in den Pfützen vor der Mauer. — Südwärts folgte eine Grünfläche, die uns den Blick auf das Margarethenkirchlein freigab, und endlich — Ecke Solothurner- und Dornacherstraße — die Boulffersche Villa, reich bemalt mit Fresken. Ihr Besitzer war nämlich Dekorationsmaler, zeigte sich jedoch niemals im Malerkittel, sondern war stets, wie die Damen des Hauses, sorgfältig nach Pariser Mode gekleidet.

Während heute die Güter-, die Dornacher- und die Gundeldingerstraße als große Längsachsen die eigentlichen Verkehrsadern des Quartiers sind, konzentrierte sich damals der allerdings vergleichsweise noch geringe Verkehr vornehmlich auf die Güterstraße. Deren Name belegt ja auch, daß auf diesem Wege die zahlreichen Wagenfrachten, welche nicht direkt für die Stadt bestimmt waren, am Stadtkern vorbei in west-östlicher oder umgekehrter Richtung geführt wurden.

Der Winkelriedplatz war als Spielplatz gedacht, war jedoch bekiest und sorgfältig umzäunt. Niemand wußte damals etwas von öffentlichen Planschbecken. Nur ein Brunnlein plätscherte an der Westseite, das sein Wasser nicht durch die städtische Leitung von Grellingen, sondern aus der kühlen Brunnstube des Margarethengutes bezog. Das jetzige Pfarrhaus beherbergte während längerer Zeit eine Postfiliale. Mit weiteren drei Häusern und einer Grünfläche endete unsere Straße.

Die Gundeldingerstraße, die uralte Landstraße vom Sundgau in den Jura, die schon die Armagnaken benützt hatten, war stadtwärts ganz unbebaut. Westwärts wurde das Quartier von der Margarethenstraße, ostwärts von der Thiersteinallee abgeschlossen. Das äußere Gundeldingerschlößli, später das Mädchenheim der Heilsarmee, stand weit außerhalb dieses Bereiches. Der völlig unbebaute Thiersteinerrain gehört zu meinen ersten Kindheitserinnerungen, weil sich dort im Jahre 1892 die Bankreihen für das Festspiel der Basler Vereinigungsfeier auftürmten. Das Spiel sah ich kleiner Knirps zwar

nicht, aber zwei Kollegen meines Vaters wirkten dabei mit und zogen sich jeweils bei uns um. Zwischen den Proben und Aufführungen übten ihre bunten, in unserer «guten Stube» hängenden Kostüme auf mich eine besondere Anziehung aus.

Das Christsche Gut reichte bis zum sogenannten Mittleren Gundoldingen mit dem Thomas Platter-Haus, das nun, trotz allen Bemühungen des Heimatschutzes, zwischen hohen Schulbauten und Altersheimen verschwindet. Thomas Platters Nachbar im «Oberen Gundoldingen» war der Niederländer Johann van Brugg, der sich das Basler Bürgerrecht erschlichen und mehrere der schönsten Häuser, darunter den Spießhof und das Binningerschlößli, erworben hatte. Erst nachdem er jahrelang als vornehmer Bürger gelebt hatte und als Glied der Basler Kirche in allen Ehren zu St. Leonhard bestattet worden war, wurde er als der in Holland längst zum Tode verurteilte Irrlehrer David Joris entlarvt, wieder ausgegraben und samt seinen Schriften vor dem Steinentor verbrannt, was den Baslern den Spott zuzog: An andern Orten verbrennt man die lebenden Ketzler, ihr verbrennt die toten.

Unweit des noch unveränderten Bachofenschlößlis begann schon das Engelsche Gut, für uns der Inbegriff der Vornehmheit. Jeden Morgen ließ sich Herr Engel zweispännig zum Bahnhof und ebenso, nach Betreuung seiner Fabrik in Mülhausen, heimkutschieren. Die Wolfsschlucht war uns etwas gruselig, lieber stiegen wir rechts, oberhalb des Bachofenschlößleins, die steilen Stufen hinauf zum Schneiderschen Gut. Schneiders Sophie, die treue Magd, brachte uns alles Gemüse und die immer so sehr ersehnten Kirschen. Da wir von dort auch die Milch bezogen, verging keine Weihnachtsfeier, ohne daß es klingelte und der Milchmann ein riesiges Milchbrot als Geschenk brachte. Bei Schneiders sah ich auch die erste Bauernstube und schnupperte die Gerüche eines Pferde- und Kuhstalls. Vom Schneiderschen Hof führte ein Weg, die jetzige Amselstraße, zum Batterieweg, der später mit seinen hölzernen Schwellen unser Schlittelparadies wurde.

Zum Margarethengut hatten wir keinen Zutritt, bis die Stadt es ankaufte und aus dem Herrschaftshaus eine sehr beliebte Kaffeehalle wurde. Besonders an Mittwochnachmitta-

gen befand man sich auf der Terrasse in bester Gesellschaft, weil ein Lehrerinnenkränzchen sich einfand, um «Leberecht Hühnchen» von Seidl, eine Schilderung des kleinbürgerlichen Lebens, zu lesen.

Der Margarethenhügel ist mit seinem Kirchlein und seinem Umschwung, seiner Brunnstube und seinen weidenden Schafen noch dasselbe Idyll wie im letzten Jahrhundert. Nur im Jahre 1901 mußte er sich einen Eingriff gefallen lassen, als Basel dort die Vierhundertjahrfeier seines Eintritts in den Schweizerbund durch das Festspiel von Rudolf Wackernagel und Hans Huber beging. Die Bühne stand auf der Pruntrutermatte, der Hügel trug die Zuschauerbänke. Diesmal durften wir, bereits Erstkläßlerinnen der Töcherschule, der Hauptprobe beiwohnen, nicht wenig stolz, unter den Darstellern manche unserer Lehrkräfte zu erkennen. Unser Gesanglehrer, Paul Boepple, spielte die Einzelrolle des fahrenden Sängers, die jungen Lehrerinnen tanzten im Rosenreigen mit. Maria Philippi, für uns ebenfalls eine bekannte Persönlichkeit, saß als Spinnerin am Stadttor. Als Bischof von Basel hatte die Spielleitung Prof. Rudolf Burckhardt erkoren, den Sohn und jungen Kollegen des damaligen Gymnasialrektors Dr. Fritz Burckhardt. Viel Vergnügen bereitete es seinen Kollegen und Schülern, daß er seinen rötlichen Vollbart seiner Rolle als Bischof Christoph von Utenheim hatte opfern müssen und eines Tages glatt rasiert in der Schule erschien. Irre ich mich, oder prägten sich uns damals schon die Rhythmen des Sundgauerliedes ein:

Jetzt fahren wir weiter die Straß hinab,
manch breiter, vierschrötiger Schweizerknab,
in Freuden und Pracht,
gewonnen die Schlacht.
Bumperlibum, aberdran, heiahan!

Das Bruderholz lag uns Gundoldingern näher als die Stadt, von der wir durch die Centralbahn, die Jura-, die Nordost- und die Elsässerbahn abgeschnitten waren. Da wir bis 1898 dem Sevogelschulhaus zugeteilt waren, mußten wir zwar täg-

lich, anstelle der heutigen Peter Merian-Brücke, die dortige Unterführung, Tunnel oder Loch benannt, benützen. Ihr zugemauertes Profil ist heute noch am untern Ende der Pfeffingerstraße zu sehen. Die Unterführung war nicht übermauert, so daß uns bei Regenwetter mancher Tropfen traf. Gelegentlich wurde das Loch auch ungemütlich. Als wir einmal einen Verwandten am Bahnhof abholen sollten, stand das Wasser eines Gewitterregens so hoch, daß wir den weiten Umweg über den Niveauübergang der Margarethenstraße machen mußten, dessen Barriere die Tücke hatte, immer gerade dann zu schließen, wenn man davorstand. Jenseits des Überganges führte ein namenloses Weglein geradeswegs auf die Heuwaage zu, wo man sicher auf einige wenig Vertrauen erweckende «Heuwaagbrüder» stieß und, wenn man Glück hatte, auf ein fauchendes Ungetüm, eines der «Glettysseli», welche die Züge der Birsigtalbahn anfänglich noch bis zum Brunnen der «Thorsteinen» brachten.

Unser Verkehr mit der Altstadt war, trotz allen trennenden Schienensträngen, sehr lebhaft, da es im «Gundeli» noch fast keine Läden, in den Privathäusern nur wenige Telephone und überhaupt keinen Postcheckverkehr gab. Fast alle Waren mußten in der Stadt geholt und persönlich bezahlt werden. Auch der Lehrer, der uns in der erst kurz vorher eingeführten 4. Primarklasse im 1898 eröffneten Gundoldingerschulhaus betreute, schickte mich oft mit Aufträgen auf das Inspektorat oder auf die Materialverwaltung am Münsterplatz. Das war entschieden kurzweiliger als der Drill zum Übertritt in die Mittelschulen, wobei der Tatzenstock fleißig gebraucht wurde. Das geschah nicht etwa aus Mangel an Güte, sondern in der allgemein verbreiteten Ansicht, durch diese Methode auch die Unbegabten zu fördern. Das «Jahrhundert des Kindes» war eben noch nicht angebrochen.

An den Stadtereignissen nahmen wir lebhaft Anteil. Die Streitfrage, ob unser schönes symmetrisches Rathaus durch den Anbau eines Turmes verschönert oder verschandelt werde, beschäftigte wohl mehr die Erwachsenen als uns Kinder. Den größten Eindruck machte uns der Umbau der Alten Rheinbrücke. Die mehr als 600 Jahre alten hölzernen Pfeiler von

der Schiffflände bis zum Käppelijoch waren dem Verkehr nicht mehr gewachsen. Zuerst wurde ein paar Meter weiter unten eine Notbrücke gebaut. Der Abbruch der Alten Brücke muß manchen Basler wehmütig gestimmt haben. Es gab sogar Ansichtskarten mit aufgeklebten Splintern der alten Pfeiler, bis die Post deren Annahme verweigerte. Eine der großen Ruhebänke aus weißem Jurakalk von der Kleinbaslerhälfte steht heute an der Hauptallee des Margarethenparkes. Andere wurden in den Langen Erlen aufgestellt. Wo einst der den Centralbahnplatz mit dem alten Badischen Bahnhof verbindende Rößlitram gemächlich über den Rhein zuckelte, folgen sich seit 1895 fast ununterbrochen die grünen Motorwagen, die auch uns Gundoldinger ins «änere Basile», wie es im Mittelalter hieß, verbringen. Näher als der Brückenbau lag uns allerdings der Umbau des Centralbahnhofes in den jetzigen Bundesbahnhof. Der Hauptausgang des provisorischen Bahnhofes war uns, d. h. der Gempenstraße, zugekehrt. Erst durch die heutige dortige Unterführung bekamen wir wieder direkten Zugang zur Schalterhalle.

Die Verlegung der Elsässerbahn vom Viadukt und «Buschiweg» an die damalige Peripherie des Zoologischen Gartens berührte auch uns Gundoldinger, nicht nur, weil sich nun in das abendliche Gebrüll der Raubtiere das Pfeifen der Lokomotiven mischte. Die Umwandlung des schmalen Bahnviadukts in eine breite Straßenbrücke brachte uns den ebenen Anschluß an das Südwestplateau, der Dorenbachviadukt, viel später, die Fahrverbindung mit dem Neubadquartier und dem Sundgau.

Eines erhoffen die im Gundoldingerquartier lebenden Protestanten seit den neunziger Jahren vergeblich: eine eigene reformierte Kirche. Die Lukaskapelle war meist überfüllt, das Zwinglihaus wurde als dringend nötiges Gemeindehaus in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erstellt. Ursprünglich gehörte Gundoldingen zur Münstergemeinde, erst 1917 wurde es als Teil der Elisabethengemeinde von jener getrennt. Aber die weit entfernte Elisabethenkirche wurde den protestantischen Gundoldingern nie zu einer richtigen geistlichen Heimat. Darum wird die Margarethenkirche nicht nur für Trau-

ungen bevorzugt, man trifft unter den Predigtbesuchern stets auch Basler, besonders aus dem westlichen Gundoldingen. Aber sie gehört der Gemeinde Binningen. Suum cuique — jedem das Seine — sagt der Lateiner, und so hoffen die reformierten Gundoldinger immer noch, trotz allen Schwierigkeiten zu einer eigenen Kirche in Gundoldingen zu kommen.